

Chinesisches im badischen Barock

Eine Erinnerung aus gegebenem Anlass*

Johannes Werner

Inzwischen schaut die ganze Welt auf China – aber nicht zum ersten Mal. Im 17. und vollends im 18. Jahrhundert trafen erste Berichte aus jenem fernen Reich in Europa ein, und was sie enthielten, regte die europäischen Herrscher nicht nur zur Bewunderung, sondern sogar zur Nachahmung an. Auch unter den badischen Markgrafen beider Linien wurde nun »à la chinoise« gebaut und gemalt, getöpft und getischlert, ja auch gegessen und getrunken und musiziert; und dies aus gutem Grund.

Für Michael Pohlig

Schon einmal war China ganz nah. Man musste nur nach Karlsruhe fahren, wie es im Jahre 1791 ein gewisser Friedrich Leopold Brunn tat, und nicht nur das dortige Schloss, sondern vor allem auch den hinter ihm liegenden Schlossgarten besuchen, der, so Brunn, »ohne alle Widerrede zu den reizendsten und angenehmsten dieser Art in Deutschland«¹ gehörte. Wenn man ihn durchstriefte, sah man sich unversehens »in eine chinesische Gegend versetzt; indem man vermittels rauher Felsenstufen auf eine mäßige Anhöhe hinansteigt, worauf ein nicht prächtiges, aber niedliches und geschmackvoll ausmeublirtes, chinesisches Sommerhäuschen steht«.² Dieses Sommerhäuschen ist zwar verschwunden, aber ganz in seiner Nähe stand und steht noch immer ein anderes, ähnliches, und unweit von ihm steht auch noch das sogenannte Fasanenschlösschen mit seinen beiden Pavillons, deren Fassaden sinnigerweise mit stilisierten Palmen bemalt sind, und auf deren Dächern chinesische Sitzfiguren mit aufgespannten

Schirmen thronen. Der Schirm war nämlich eine Erfindung der Chinesen, die sich erst damals in Europa einbürgerte.

Und wofür wurden diese Gebäude gebaut, wofür genutzt? Die hohen Herrschaften tranken in ihnen Tee, eben jenen Tee, der im 17. Jahrhundert aus China nach Europa gekommen und hier sehr schnell bekannt und beliebt geworden war. In einem Reisebericht, der 1675 in Amsterdam gedruckt wurde und den die Historische Bibliothek in Rastatt aufbewahrt, heißt es: »Die Sineser [...] werffen etliche Blaetter in ein Krueglein mit heissem Wasser / lassens ein wenig stehen / biß das Wasser die Krafft der Blaetter an sich gezogen / und trincken es dan fein warm / oder schlurffen es viel mehr ein / also / dass sie nicht das geringste von den Blaettern zugleich in den Mund / und Magen bekommen.«³ Und natürlich tranken die hohen Herrschaften auch in Karlsruhe ihren Tee aus porzellanenen Kännchen, Tässchen und Schälchen; sie wurden zu unvorstellbaren Preisen aus China eingeführt, bis es gelang, sie auch hierzulande herzustellen. Vorher musste man sich mit gröberer

Ware, der sogenannten Fayence, behelfen, und Markgraf Wilhelm fertigte sie in seiner eigens gegründeten Manufaktur in Durlach an, die ihre Erzeugnisse mit chinesischen Motiven, sogenannten Chinoiserien, nach Augsburger Stichen schmückte.⁴

Die Rede war bisher von den Markgrafen von Baden-Durlach, die inzwischen in Karlsruhe residierten; aber auch die von Baden-Baden, die ihren Hauptsitz in Rastatt genommen hatten, standen nicht zurück, ja waren sogar schon vorangegangen. Zwar nicht im dortigen Schloss, aber in dem Lustschlösschen Favorite, das sich die Markgräfin Augusta Sibylla von 1710 bis 1712 erbauen ließ, gab es ein »Chinesisches Zimmer«. Die Wände waren »mit blauem chinesischem Papier bezogen«, und auf ihnen war »eine Reihe

chinesischer Figuren von Papiermaché« angebracht.⁵ Chinoiserien schmückten den Kamin und die Decke dieses wie auch des nächsten Raumes. Ein eigenes »Porcellan Zimmer« gab es auch, das Hunderte und Aberhunderte von ausgewählten Stücken enthielt. In Rastatt ließ dieselbe Markgräfin 1722 die sogenannte »Pagodenburg« erbauen. Und am 11. Januar 1729, in Ettlingen, veranstaltete sie ein chinesisches Fest, das der Augsburger Kunstverleger Johann Christian Leopold immerhin so bemerkenswert fand, dass er es auf 23 Kupferstichen festhalten und verbreiten ließ; denn, wie er schrieb, »die Chinesisch und Japanische Kaijser würden selber in vergnügteste Entzückung gesetzt werden, wann sie in einem so weit entfernten teutschen Pallast ihrer Reiche vortrefflichste Seltenheiten so magnific



Schlossgarten Karlsruhe, Chinesischer Pavillon (Foto: Johannes Werner)

und von einer so hohen Hand so nett rangiret und concentriret erblicken sollten«⁶. Zu sehen war da etwa »die mit Speissen völlig besetzte Hochfürstliche Panquet-Taffel«, und diese trug, unter anderem, »Pagoden oder Chinesische Vogelfänger mit gemästen Kramets-Vögeln, eine Pyramide mit Chinesischen Sauren-Kraut, nebst einer Chinesischen Confect Schalen und zwei dergleichen Vasen von weisem Wachs, die um und um zur Illumination auf denen Parasols gestanden, eine Pyramide mit Austern, eine Chinesische Pastette und andere auf diese Lands-Art zugerichte Speiße«, und noch manches mehr.⁷ Und zu diesem Festmahl spielten chinesisch gekleidete Musikanten auf, die auf umgestimmten Instrumenten eine chinesische Musik spielten oder das, was man damals dafür hielt. (Was sie spielten, weiß man nicht, aber so schön wie das, was wir hier und heute hören, wird es nicht gewesen sein.)

Man müsste nun noch Schwetzingen erwähnen, und zwar nicht so sehr das Schloss als vielmehr seinen Park, in dem es unter anderem eine »Chinesische Brücke« und ein Badhaus gibt, das ein mit chinesischen Landschaften geschmücktes Teezimmer enthält; oder Bruchsal mit seinem Schloss, von dessen Traufe vier Drachengestalten herabschauen, in dessen Schlossgarten ein chinesisches Gartenhaus stand; oder nochmals Bruchsal mit seinem alten Zwerchgassenturm, der von einem Pavillon à la chinoise bekrönt wurde, und mit seinem Belvedere auf dem Steinsberg, dessen Seitentürme in ebensolchen Baldachinen enden; oder den Chinesischen Turm im Englischen Garten in München, oder andere Bauten in Dresden, Potsdam und anderswo.⁸ Der Dichter Joseph von Eichendorff hat noch einen solchen Bau beschrieben, als die Zeit, dem er angehörte, schon vergangen war: nämlich »ein feingschnitztes, buntes, chi-



Schlossgarten Karlsruhe, Chinesischer Pavillon, Dachfigur (Foto: Johannes Werner)

nesisches Türmchen, an welchem unzählige Glöcklein im Winde musizierten. Unter diesem Türmchen in dem innersten Gemache saß inmitten des getäfelten Bodens ein unförmlicher, kleiner Chinese von Porzellan mit untergeschlagenen Beinen und dickem Bauche und wackelte einsam fort mit dem dicken Kahlkopfe, als der einzige Bewohner seines unsinnigen Palastes.«⁹

Ohne Zweifel war man in jenem 18. Jahrhundert nicht nur hierzulande, sondern überall im sogenannten Abendland überaus begeistert für alles, was irgendwie chinesisch war oder nur zu sein schien. Chinesische Motive prägten, ja überschwemmten geradezu die Kunst und das Kunsthandwerk bis in die Tischlerei, die Weberei, die Druckerei und natürlich die Töpferei hinein. »Musizierende und grinsende Chinesen, phantastisch kostümiert, Teetrinker und Spaziergänger, überzierliche Damen, komplimentierende Diener versetzen uns in eine amüsante Feerie, deren wunderlicher Eindruck noch gesteigert wird durch die schnurrig unregelmäßigen Architekturen und übertrieben wilden Felskulissen.«¹⁰ Und diese besondere Begeisterung war nur ein Teil einer allgemeinen für alles, was

exotisch, orientalisches, morgenländisch war – oder auch, wie gesagt, nur zu sein schien. Chinoiserie, Japonaiserie, Turcomanie traten zusammen auf und gingen ineinander über.

Und warum? Weil man dort, in der Ferne, das Fremde sah, das wie immer lockte und reizte; aber auch, weil man dort, wie in einem Spiegel, sich selber sah, oder vielmehr sich so sah, wie man gerne sein wollte. Die Rede ist, nach wie vor, von den hohen Herrschaften, deren Hofhaltung in jenem Jahrhundert nahezu asiatische Formen angenommen hatte. Verfügte der Kaiser von China nicht über Tausende von Nebenfrauen? Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach konnte ihm keineswegs das Wasser reichen; aber er baute, als er die Stadt Karlsruhe gründete, zuerst einen Turm mit 24 Kammern, »die von eben so viel jungen Mädchen bewohnt wurden.«¹¹ (Über diesen »lächerlichen Serail«¹² mokierte sich sogar die scharfsichtige und scharfzüngige Liselotte von der Pfalz.) Und denselben Anspruch meldete er an, indem er, wie alle seine Standesgenossen, Fasanen und Pfauen und andere exotische Tiere züchtete, und indem er in seinen Raritätenkabinetten alles sammelte, was er erreichen konnte; je ferner und fremder die Herkunft, desto besser.

Die Rede ist, nach wie vor, auch vom Barock; also von einem Stil, der bis ins 20. Jahrhundert hinein als bloße Prunk- und Prachtentfaltung, als Schwulst, ja als Unkunst verachtet wurde. Es war kein anderer als der im badischen Hornberg geborene, im badischen Karlsruhe aufgewachsene Wilhelm Hausenstein, der, als einer der bedeutendsten Kunsthistoriker seiner Zeit, den Stil rehabilitierte, ihm wieder sein Recht verschaffte. In seiner großen Kunstgeschichte von 1928 wandte er sich dem einst so beliebten Porzellan – von dem hier schon die Rede war – und den aus ihm hergestellten Gefäßen und Gebilden

zu. »Man weiß, wie leidenschaftlich das Barock in weicher Materie gearbeitet hat, nämlich im Stuck, und welche außerordentlichen Verwendungen es dieser Materie gegeben hat; die barocken Kirchen mit ihrem Stuckmarmor, mit ihren rahmweißen Standbildern aus Stuck, mit ihren wie Schneeflocken hereingewirbelten Stuck-Engelchen sagen darüber genug aus. Es lässt sich verstehen, dass gerade diese Epoche dem Porzellan erfinderisch näher gekommen ist – denn alles geschieht zu seiner Zeit.«¹³ Aber schon 1919 hatte Hausenstein geschrieben: »Das Barock ist undenkbar ohne seine Chinoiserie. Sie aber, mehr als Mode, bedeutet den Zusammenhang des Barocks mit der überschwenglich großen Kurvatur Asiens, wo der höchste Reichtum der Kunst zu Hause ist.«¹⁴ Und 1921, in seinem Früh- und auch Hauptwerk eben über das Barock hieß es dann, unter anderem: »Das Barock weiß genau, was Pagoden sind. Es hat eine Fülle exotischer Requisiten. Mit ihnen spielt es: nicht wie mit Versatzstücken, sondern wie mit Dingen, die zwar das Aroma des Fremden und Jenseitigen mitbringen, aber an dem großen organischen Ablauf des barocken Stils den natürlichsten Anteil haben. [...] Das Exotische des Barock, politisch durch den Zusammenprall des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit den Türken vermittelt, ökonomisch durch die enge Fühlung der Barockepoche – anders: des Merkantilismus – mit den Überseeländern gefördert, kirchengeschichtlich durch die Überseemissionen der Gegenreformation begünstigt, ist abseits des nur Historischen und im Wesen verstanden ein Beispiel barocken Triebs zur Universalität, in dem ein metaphysischer Hang Substanz und Form sucht.«¹⁵

Hausenstein hat hier von den Wegen gesprochen, auf denen sich diese west-östliche Annäherung ereignete. Was die Türken be-

trifft, war es der Krieg, in dem ja Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der »Türkenlouis«, die entscheidende Rolle spielte; was die Chinesen betrifft, war es der Handel und war es die Mission. Matteo Ricci, ein Jesuit, konnte sich mit seinen Mitbrüdern schon am Anfang des 17. Jahrhunderts in Peking niederlassen und stieg am kaiserlichen Hof zu höchsten Ehren auf, und zwar vor allem dank seiner Fähigkeiten als Astronom, Mathematiker, Geograph und Kartograph, in denen er den Chinesen weit überlegen war. In einem im Jahre 1711 gedruckten Buch heißt es: »Es war der Calender im Königreich Sina biß zur Ankunfft der Apostolischen Missionarien von der Gesellschaft JEsu dergestalt voller Fehler / daß die in der Stern-Kunst-Erfahrne daselbst / ohne Irrthum der Zeit / weder für gewiß vorhero sehen / noch verkündigen konten die Sonn- und Mond-Finsternüssen / wie auch anderer Planeten Schein und Lauff. Als aber der König vernommen hatte / daß einige PP. der Gesellschaft JEsu aus Europa dahin kommen / welche in der Stern-Kunst trefflich erfahren wären / hat er ihnen die Sorge darüber aufgetragen / die / ob sie wohl hochwichtig war / haben sie doch dieselbige willig und gerne über sich genommen / eingedenck / daß es ein kräftiges Mittel seyn würde / im selbigen Reich nach Wunsch den Catholischen Glauben fortzupflantzen.«¹⁶ Ja, es wäre den Jesuiten auch fast gelungen, die Chinesen zu missionieren, zu bekehren, aber der unsinnige und unselige Ritenstreit machte die vielversprechenden Anfänge zunichte. (Die Chinesen wollten weiterhin ihre Ahnen verehren, aber die Päpste in Rom glaubten, die diesbezüglichen Riten verbieten zu müssen.)

Manches wäre noch zu sagen – auch etwa über die chinesische Literatur, der die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts viel verdankt, bis hin zu Klabund (Der Kreidekreis),

Alfred Döblin (Die drei Sprünge des Wang-lun) und Bertolt Brecht (Der gute Mensch von Sezuan); oder vor allem über die chinesische Lyrik, die vielfach übersetzt wurde, auch wenn die Übersetzer ihrer Aufgabe selten gewachsen waren.¹⁷ Auch wenn sie vieles missverstanden, trugen ihre Missverständnisse doch Früchte; nicht anders als es im 18. Jahrhundert geschah.

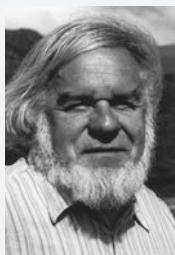
Halten wir hier ein, und halten wir es mit Goethe, der in seinem »Westöstlichen Divan« behauptet hat, dass die beiden Welten »nicht mehr zu trennen«¹⁸ seien.

*Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, lass' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen sei zum Besten!*¹⁹

Und in seinen »Noten und Abhandlungen« zu diesem »Westöstlichen Divan« meinte er, man solle »von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist«²⁰. Auch der heutige Abend steht ganz im Zeichen dieser Hoffnung – aber auch in der, dass manches von hier nach dort gelangen möge. Die Geschichte der west-östlichen Annäherung zeigt, dass die Wege, auf denen sie sich ereignete, nicht nur Einbahnstraßen waren. Man nahm und man gab, und so war es recht. Das Zauberwort heißt: Austausch.

* Vortrag, gehalten vom Verf. unter dem Titel »Schon einmal war China ganz nah« am 26.2.2014 beim 2. »Chinesischen Abend« am Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium in Durmersheim. Diese Schule pflegt seit einiger Zeit eine Partnerschaft mit der Jinshan School in Shanghai und gibt ihren Schülern die Gelegenheit, die chinesische Sprache zu erlernen; sie hat auch die Berechtigung, die offiziell zertifizierten Sprachprüfungen (Hanyu Shuiping Kaoshi) durchzuführen.

- 1 Friedrich Leopold Brunn, Briefe über Karlsruhe. Hrsg. von Gerhard Römer. Karlsruhe 1988, S. 28.
- 2 Ebd.
- 3 Zit. n. Hans Heid (Hg.), Von Erfahrung aller Land. Reiseberichte aus der Zeit des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt (= Ausstellungskatalog). Rastatt 1997, S. 191.
- 4 Zur einschlägigen Produktion der Manufakturen in Durlach, aber auch in Frankenthal, Ludwigsburg und Schreuzheim vgl., mit vielen Beispielen: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution (= Ausstellungskatalog). Bd. 1. Karlsruhe 1981, S. 383–450.
- 5 Rudolf Sillib, Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden (= Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission NF 1). Heidelberg 1914, S. 42.
- 6 Zit. n. ebd., S. 71.
- 7 Zit. n. ebd., S. 70. – Dazu: Hubert Knauber, Sibylla Augusta und ihr Chinesisches Fest (= Schriften der Museums-Gesellschaft Ettlingen Bd. 1). Ettlingen 1975. – Vgl. auch: Anna Maria Renner, Sibylla Augusta. Die Geschichte eines denkwürdigen Lebens. Stuttgart 1938, S. 161–165.
- 8 Vgl. insgesamt: Rudolf Niester, Bauten der China-Mode des 18. Jahrhunderts in Bruchsal, Karlsruhe und Schwetzingen. In: Badische Heimat 35 (1955), S. 136–149. – Dazu: Hans Vogel, Der chinesische Geschmack in der deutschen Gartenarchitektur des 18. Jahrhunderts und seine englischen Vorbilder. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 1 (1932), S. 322–335; Eleanor von Erdberg, Der chinesische Einfluß auf die Gartenbauten des 18. Jahrhunderts und den Anfang des 19. Jahrhunderts in Mittel- und Westeuropa. Diss. phil. Bonn 1936, Cambridge (Mass.) 1936.
- 9 Joseph von Eichendorff, Ahnung und Gegenwart. In: J. v. E., Werke. Hg. von Wolf Dietrich Rasch. 2. Aufl. München / Wien 1982, S. 447–744; hier S. 689.
- 10 Richard Graul, Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa (= Aus Natur und Geisteswelt Bd. 87). Leipzig 1906, S. 19 f.; dazu, mit Vorbehalt: Chisaburo Jamada, Die Chinamode des Spätbarock. Berlin 1935.
- 11 Brunn, a. a. O. S. 24.
- 12 C. Künzel (Hg.), Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans. Ebenhausen bei München 1912, S. 387. – Vgl. Leo Balet, Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. Straßburg / Leipzig / Zürich / Leiden 1936, S. 71 f.
- 13 Wilhelm Hausenstein, Kunstgeschichte. Berlin 1928, S. 348.
- 14 Wilhelm Hausenstein, Hundertfünfzig Jahre deutscher Kunst. 1650–1800. Berlin 1919, S. 35.
- 15 Wilhelm Hausenstein, Vom Geist des Barock. München 1921, S. 64. – Vgl. auch ders., Vom Genie des Barock. München 1962, S. 87.
- 16 Philipp Bonani, Verzeichnüß Der geistlichen Ordens-Personen in der Streitenden Kirchen ... T.1 (= Von den Ordens-Männern). Nürnberg 1711, S. 87.
- 17 Vgl. z. B. Robert Neumann, Chinesische Lyrik oder Eine Affaire in Briefen. In: R. N., Unter falscher Flagge. Ein Lesebuch der deutschen Sprache für Fortgeschrittene. Berlin / Wien / Leipzig 1932, S. 223–233.
- 18 Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan. In: J. W. v. G., Werke Bd. 2 (= Gedichte und Epen Bd. 2). Hg. von Erich Trunz. 14. Aufl. München 1989, S. 7–270; hier S. 121.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd. S. 128.



Anschrift des Autors:
 Dr. Johannes Werner
 Steinstraße 21
 76477 Elchesheim-Illingen